

(Nachdruck verboten.)

## 46) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Fris und Ole machten sich mit der Leiche zu schaffen, legten ihr etwas unter den Kopf und wuschen den Kiebs weg, der sich ihm in die Gesichtshaut hineingescheuert hatte. „Er war mein bester Junge!“ sagte Fris und strich mit zitternder Hand über den Kopf der Leiche. „Seht ihn nur ordentlich an, Kinder, und vergeßt ihn nie wieder — er war mein bester Junge!“

Dann stand er schweigend da und starrte hinaus, mit betauter Brille, die Hände schlaff herabhängend. Ole stand da und jammerte leise; er war erbärmlich alt geworden, auf einmal, ganz zusammengefallen.

„Ich muß ihn wohl mit nach Hause nehmen?“ sagte er klagend und faßte unter die Schultern des Sohnes, aber die Kräfte waren verschwunden.

„Laß ihn nur liegen,“ sagte Fris. „Er hat einen harten Tag gehabt, und nun ruht er aus.“

„Ja, er hat einen harten Tag gehabt,“ sagte Ole und führte die Hand des Sohnes an den Mund, um sie anzuhäuten. „Und sieh, da wo er das Kuder geführt hat — das Blut ist ihm durch die Fingerspitzen gesprungen —“ Ole lachte mitten im Weinen. „Er war ein guter Jung, er war für mich Essen und Trinken — und Lust und Wärme auch. Nie kam ein böses Wort gegen mich aus seinem Munde, der ich ihm doch zur Last lag. Und nun bin ich ohne Sohn, Fris — ich bin kinderlos! Und ich bin nichts mehr!“

„Du sollst schon Dein Auskommen haben, Ole,“ sagte Fris.

„Ohne ins Armenhaus zu kommen? Ich will so ungern ins Armenhaus!“

„Ja, ohne ins Armenhaus zu kommen, Ole!“

„Wenn er jetzt doch Frieden finden könnte; er hat so wenig Frieden gehabt hier auf Erden in letzter Zeit. Es ist ein Lied über sein Unglück im Umlauf, Fris; jedesmal, wenn er das hörte, war er wie ein neugeborenes Lamm in der Kälte. Die Kinder singen es auch.“ Ole sah sich flehend in ihrem Kreise um. — „Es war ja nur ein Leichtsinns der Jugend, und nun hat er seine Strafe auf sich genommen.“

„Dein Sohn hat keine Strafe bekommen, Ole, und auch keine verdient,“ sagte Fris und legte den Arm um seine Schulter. „Aber ein großes Geschenk hat er gemacht, so wie er daliegt und zu allem schweigen muß. Fünf Menschenleben hat er gegeben und sein eigenes dazu! Für das seine, das er in Gedankenlosigkeit verwirkt hat. Er war ein freigebiger Sohn, den Du hattest, Ole!“ Fris sah ihm hell ins Gesicht.

„Ja,“ sagte Ole strahlend, „er hat ja fünf Menschenleben gerettet — das hat er ja getan — ja, das hat er getan!“ Ole hatte bisher gar nicht daran gedacht — es war ihm wohl gar nicht in den Sinn gekommen. Aber nun hatte ein anderer dem Form gegeben, und er klammerte sich fortan daran fest. „Fünf Menschenleben hat er doch gerettet, wenn es auch nur Fingerringe waren. Dann wird der liebe Gott ihn wohl auch kennen.“

Fris nickte, so daß ihm das graue Haar über die Augen fiel. „Vergeßt ihn niemals, Kinder!“ sagte er. „Und jetzt geht still nach Hause!“ Leise nahmen die Kinder ihre Sachen und gingen; sie würden in diesem Augenblick alles getan haben, was Fris ihnen befohlen hätte — er hatte vollkommen Macht über sie.

Ole stand da und starrte geistesabwesend, dann faßte er Fris beim Ärmel und zog ihn an die Leiche. „Er hat gut gerudert,“ sagte er — „das Blut ist ihm aus den Fingerspitzen getreten, sieh selbst!“ Und er hob die Hände des Sohnes gegen das Licht. „Das sind auch wirklich Handgelenke, Fris! Mich alten Mann konnt' er nehmen und mit mir gehen, als wär' ich ein kleines Kind.“ — Ole lachte verlegen. „Aber ich trug ihn auch, den ganzen Weg von dem südlich Riff trug ich ihn auf meinem Nacken. Ich bin eine zu schwere Bürde für Dich, Vater! konnt' ich ihn sagen hören, denn er war ein guter Sohn. Aber ich hab' ihn ge-

tragen — und nu kann ich nich mehr — wenn sie das nur bloß sehen,“ er betrachtete wieder die blutunterlaufenen Finger — „er hat ja sein Bestes getan. Wenn ihn bloß der liebe Gott selbst abmustern wollt!“

„Ja,“ sagte Fris, „der liebe Gott wird ihn selbst abmustern — und er sieht ja alles, Ole!“

Es kamen einige Fischer in die Stube. Sie nahmen die Mütze ab, gingen einer nach dem anderen hin und gaben Ole die Hand. Dann strichen sie sich, Mann für Mann, über das Gesicht und wandten sich fragend dem Küster zu — Fris nickte. Sie nahmen die Leiche zwischen sich und gingen mit schweren, vorsichtigen Schritten über die Diele und auf das Dorf zu. Ole trippelte hinter ihnen drein, zusammengefallen und leise jammernd.

18.

Es war im ersten Schuljahr in der Religionsstunde. Pelle wurde von Fris gefragt, ob er die drei größten Feiertage des Jahres nennen könne, und antwortete zu aller Erköstung: „Der Johannisabend, das Erntefest und — und —“ da war noch ein drittes Fest, aber als er soweit kam, schämte er sich, es zu nennen — sein Geburtstag! Gewissermaßen war es der größte Festtag des Jahres, obwohl ihn niemand als Vater Lasse kannte. Und dann die, die den Kalender schrieben — die wußten ja ganz einfach von allem Bescheid.

Es war am 26. Juni und hieß Pelagius im Kalender. Am Morgen küßte ihn der Vater und sagte: „Glück und Segen, mein Junge!“ — und dann lag da immer ein kleiner Gegenstand in der Tasche, wenn er die Hose anziehen wollte. Der Vater war ebenso gespannt wie er selbst und stand bei ihm, während er sich anzog, um seinen Anteil an der Ueber-raschung zu haben. Aber es war Pelles Manier, die Sache in die Länge zu ziehen, wenn ihm etwas Angenehmes bevorstand — um so größer wurde die Freude. Er ging absichtlich um die spannende Tasche herum, während Vater dastand und trippelte und sich nicht halten konnte. „Na, Du, was is das bloß mit der Tasche da?? Sie kommt mir so dick vor! Du bist doch woll nicht über Nacht auf gewesen und hast Hühnerier gestohlen?“ Dann mußte Pelle den Gegenstand herausholen — ein großes Bündel Papier — und zum Verpacken, eine Schicht nach der anderen. Und Lasse war wie aus den Wolken gefallen. „Ach was, das is ja nichts weiter als Papier! Sieh mit so'n Fux die Taschen vollzupfropfen!“ Aber im innersten Innern lag ein Taschenmesser mit zwei Klingen. „Danke“ flüsterte Pelle mit Tränen in den Augen. „Ach was, das is man 'ne ärmliche Gabe!“ sagte Lasse und zwinkerte mit seinen roten, wimperlosen Augenlidern.

Darüber hinaus begegnete dem Jungen an diesem Tage nicht mehr gutes als gewöhnlich, aber trotzdem war er den ganzen Tag in feierlicher Stimmung. Es kam nie vor, daß die Sonne nicht schien — und zwar schien sie auffallend hell; und die Klöße haben ihn so fest an, während sie dalagen und kauten. „Heut is mein Geburtstag, du!“ sagte er und hängte sich dem Dahsen Nero um den Hals — kannt du wohl „ich gratuliere“ sagen?“ Und Nero blies ihm warmen Atem den Rücken hinab, zusammen mit grünem Saft vom Krauen. Und daan ging er glücklich umher und stahl grüne Saat für ihn und für sein Lieblingskalb, hielt das neue Messer — oder was es sonst war — den lieben, langen Tag in der Hand und verrichtete alles, was er tat, mit einem eigenen, feierlichen Bögern. Den ausgereckten Tag konnte er in Feiertagsstimmung anschwellen lassen, und wenn er ins Bett kam, lag er da und kämpfte mit dem Schlaf, damit der Tag noch länger werden sollte.

Aber der Johannisabend war auf seine Weise doch ein noch größerer Festtag — es lag auf alle Fälle der Schimmer des Unerreichbaren darüber. An dem Tag zog alles, was kriechen und gehen konnte, nach Almindingen<sup>\*)</sup>; es gab keinen noch so erbärmlichen Dienstboten auf der ganzen Insel, der sich darin fand, daß ihm diese Erlaubnis verweigert wurde — außer gerade Lasse und Pelle.

Jedes Jahr hatten sie den Tag kommen und gehen sehen, ohne Anteil an seiner Freude zu haben. „Jemand muß doch, weiß Gott, zu Hause bleiben,“ sagte der Verwalter

\*) Ein Lustwald auf Bornholm.

Beständig, „oder meint Ihr vielleicht, daß ich die ganze Arbeit für Euch tun kann?“ Sie waren zu machtlos, um auf ihrem Recht zu pochen. Lasse half die Wagenlade mit lederen Eß- und Trinkwaren vollpacken und sah, daß die anderen wohlbehalten auf den Weg kamen — um dann mißmutig zu Hause umherzugehen, als einziger Mann für die ganze Arbeit. Belle sah vom Felde aus ihre fröhliche Abfahrt und den hellen Waldstreifen in weiter Ferne hinter den Klippen. Und noch ein halbes Jahr nachher hörten sie sie ihr Trinkgelage und ihre Prügeleien und Liebeleien — das ganze Fest — bei den Mahlzeiten wieder aufstischen.

Aber jetzt hatte die Sache ein Ende. Lasse war nicht der Mann, der sich andauernd auf die Felsen treten ließ; er hatte die Liebe einer Frau — und ein Haus im Rücken! Er konnte kündigen, wenn es ihm beliebte. Jetzt war die Obrigkeit wohl dabei, den vorgeschriebenen öffentlichen Ausruf über das Verbleiben von Madam Olsens Mann vorzunehmen, und sobald die gesetzliche Frist abgelaufen war, wollten sie zusammenziehen.

Lasse ging einer Kündigung nicht mehr aus dem Wege. Schon im Winter hatte er dem Verwalter den Stuhl vor die Tür gesetzt — und sich nur zum Bleiben bestimmen lassen unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie beide mit auf die Ausfahrt nach Almindingen kamen — er hatte Zeugen dafür. Dort, wo an jenem Tage alle Liebe sich ein Stell-dichein gab, wollten Lasse und sie einander auch begegnen. Aber davon wußte Belle nichts.

„Heute können wir übermorgen sagen, und morgen können wir morgen sagen,“ wiederholte Belle dem Vater zwei Tage vor dem Tage einmal über das andere; er hatte seit dem ersten Mai Rechenschaft über die Zeit gehalten, indem er einen Strich für jeden Tag inwendig im Rüstendeckel machte und sie einen nach dem anderen durchstrich. „Ja, und übermorgen sagen wir heute,“ sagte Lasse und warf die Weine jugendlich.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Musikkultur.

Das Haupt- und Lieblingsthema der jüngsten Musikbuchschreiber ist immer noch Richard Wagner. Man sucht in allen Winkeln seines ästhetisch-kunstphilosophischen Gedankengebäudes nach übrig gebliebenen Aufgabetemen, nach stehengelassenen Theorien, neuerdings aber auch nach Angriffspunkten. Man traut Lebenserinnerungen aus Briefwechsel des Meisters mit Puzmacherinnen und ähnlichen. Man setzt Wagner in Beziehungen zu allen möglichen Dingen, zum Alkoholismus, zum Turnwesen, zur Religion, zum Tierchutzverein und zur Zukunft der Tonkunst. Man macht seine „Gesammelten Schriften“ in mehr oder weniger glücklicher Auswahl der Allgemeinheit zum 2ten Male zugänglich. Man ediert tugendweis Musikführer und Erläuterungen zu seinen Werken, die mit „Leitmotiven“ so gespickt sind, daß dem Laien ganz schwindlig im Kopfe wird. Man entdeckt endlich Wagners Selbstbiographie.

In den wertvollsten Erscheinungen der letzten Wagnerliteratur möchte ich die neue stattliche Biographie Dr. Julius Kapp's zählen, die der Wagnerverlag Schuster u. Köfler um den sehr billigen Preis von 3 M. auf den Markt bringt. Es ist die erste Lebensschilderung des Dichterkomponisten, die sachlich und knapp orientiert. Sie emancipiert sich von Bayreuth und erlaubt sich auch Urteile über Wagners Leben, Taten, Meinungen und Werke auszusprechen, die von dem System der kritiklosen Beweihräucherung des in der einzigen der Familie Wagner für „authentisch“ erklärten Biographie (der des Engländer und Schwiegerohnes der Frau Cosima Chamberlain) oft erheblich abweichen. Kapp vermeidet es, Wagner als vollkommenen, schlackenfreien Idealmenschen vor dem Leser aufzubauen und ist überzeugt, daß gerade eine so heißblütige Künstlernatur wie Wagner sich ganz enthalt aus genauester Prüfung und Kenntnis seines menschlichen Charakters. Wohl selten ist das Werk eines kulturfördernden Genies so eng aus eigenstem Leiden und Sehnen hervorgegangen wie bei W., und vieles, das ihm später zum Vorwurf gemacht worden ist, erklärt sich leicht aus seinem Temperament und seinen Charaktereigentümlichkeiten. Die gesamte Musikgeschichtsschreibung um Wagner und Liszt herum hat bisher unter dem System des Unterdrückens, Totschweigens, Beschönigens, gerade heraus der Fälschung gelitten. Man braucht hier nur auf das wichtige Verhältnis des Meisters zu seiner ersten Frau Minna (das Bayreuth erst einseitig „aufgehellt“ hat durch Herausgabe der Briefe W.'s an Minna, aber die Briefe Minnas an ihn hat es bisher unterdrückt!) hinzudeuten und zu seinem „schönen Leitstern“ der Schweizer Patrizierin Mathilde Wesendonk, dem Urbild der Isolde, das ebenfalls im Lichte Cosima Wagners wie begreiflich entstellbar worden ist. Dr. Kapp ist erfreulich bestrebt, alle schönfärbereischen Refusiden zu unterlassen und sich auf den Boden der ungeschminkten Wahrheit zu stellen. Er teilt das Buch ein 1. in den

historischen Teil (Jugendzeit 1813—1833, Wanderjahre bis 1842, Dresden bis 1849, das Schweizer Exil bis 1859, Heimatlos bis 1865, Triebischen bis 1872, Bayreuth bis 1883); 2. Chronologische Zusammenstellung und kritische Würdigung aller literarischen und musikalischen Schöpfungen; 3. ein kritischer, zusammenfassender Rückblick über W. als Künstler und Menschen; 4. das Bildermaterial, das in über 100 sorgfältig ausgesuchten Bildern die wichtigsten Episoden aus den Lebenskampfe des Künstlers veranschaulicht.

„Richard Wagner und das Ende der Musik“ lautet der etwas marlichreierische Titel eines Büchleins, in dem Ernst Heinemann (Verlag Bröning u. Hörhold, Berlin-Schöneberg) wieder einmal die ästhetische Vorfälligkeit des dramatischen Gesamtkunstwerkes und die drei Verhältnismöglichkeiten der Kunst im Musikdrama untersucht. Er kommt mit Lessings Laokoon zu der nicht neuen Schlussfolgerung, daß Reinheit der Kunstart erstes Erfordernis, Mischung aber ihre Verständlichkeit nur trüben kann. Ein Fazit, das heute jeder nicht zur Gilde der verfallenen Wagnerdogmatiker gehörende Kunstverständige zieht. Aber selbst Lessing kann die Unnatur, die in der musikalischen Kunstgattung Oper (gang gleich ob „nur“ Oper oder Musikdrama) von vornherein zutage tritt, indem nämlich stets die Musik vor die Poesie drängt, nicht wegdeduzieren. Deswegen bedeutet Wagner noch lange nicht „das Ende der Musik“. Im übrigen ist die Heineemannsche Kampfschrift frisch und mit jugendlichem Wagemut geschrieben und wird den in der Wolle gefärbten Bayreuthinern sicher ein Dorn im Auge sein.

Bei Breitkopf u. Härtel erschienen „Richard Wagners Briefe an Theodor Apel“. (Es wird bald ein eigener Katalog der bis jetzt publizierten Wagnerbriefe notwendig werden.) Wer war Apel? Ein Leipziger Patriziersohn, Studien- und Jugendfreund W.s. Die Jünglinge machten 1834 eine sechs-wöchentliche Reise durch Böhmen zuammen. Gesundheit, Jugend und eine Fülle von wilden Hoffnungen waren ja ihre Begleiter. Mit 23 Jahren erblindete Apel. Der Inhalt der 42 Briefe ist nicht eben weltbewegend, aber man erfährt doch manches Neue aus W.s Magdeburger Zeit. Wie der junge Probingsapellmeister „jetzt auch als Dirigent ganz stolz wird“, wie ihn seine „jetzige bürgerliche Stellung wohl etwas herabdrückt“, aber seine unerschütterliche revolutionäre Ansicht über den damaligen Standpunkt der Kunst läßt auch auf seine hitzgerlickeren Ansichten die erregendste Gewalt aus. „Nun und nimmermehr werde ich wieder unserm Deutschland (im Stile Mendelssohn-Schumanns gemeint) huldigen und eine ganze Leipziger klassische Gloire ist nicht imstande, mich darauf zurückzuführen.“ Apel war auch literarisch tätig. Er schrieb ein historisches Schauspiel „Columbus“, das durch des Freundes Vermittelung und mit einer (1910 wieder durch Motz ausgegrabenen) Ouvertüre Wagners versehen, einige Male am Magdeburger Stadttheater aufgeführt wurde. Das durchgehende Leit- und Leitmotiv der Briefe ist im übrigen des Dichterkomponisten materielle Not. Ein ewiger Schrei nach Geld, Kredit, Bezahlung der Schulden durch den reichen Freund. Und Apel gab mit vollen Händen. Köste noch 1840 Wagner in Paris . . .

Trotzdem Wagners „Gesammelte Schriften und Dichtungen“ längst Gemeingut unserer geistig Besessenen geworden sind, geht das Bestreben der Jünger und Gläubigen dahin, die klassische Zehn-Bände-Ausgabe aufzuteilen und in gedrängten Ueberständen das Wichtigste zusammenzufassen und durch Herausgabe von Einzelbänden noch mehr Leser zu gewinnen. So hat Hans von Wolzogen, der unentwegte Führer der alten Bayreuther Leibgarde, einen Band ausgewählte Schriften herausgegeben, der Wagners Betrachtungen der allgemeinen Kulturfragen aus den letzten Lebensjahren enthält. Houston Stewart Chamberlain, der Schwiegerohn des Meisters, zieht in der 2. Marx-Kollektion des Inselverlags eine hübsch ausgestattete Auswahl heraus, die als Einführung in das reale und geistige Leben des Reformators der Oper dienen und zu weiterem Studium anregen soll. Diese empfehlenswerte Ausgabe enthält eine autobiographische Gruppe (Lebensskizze von 1842, die „Mitteilungen an meine Freunde“ und das „Bühnenweihfestspiel in Bayreuth“), drei weitere Stücke gehören dem Dichter Wagner, drei Schriften behandeln W.'s Kulturthätigkeit. Es besteht der Plan, beide Ausgaben durch einen dritten Band zu ergänzen, der die kunstpolitischen und ästhetischen Abhandlungen, besonders die Züricher Hauptchriften über das neue musikalische Drama zusammenfaßt. Das Vorwort Chamberlains, ein enthusiastischer, mit großen Worten und klaren Bildern (Beethoven ist „eine einjame Sphingegestalt“) spielender Panegyrikus auf den Olympier von Bayreuth wird nicht überall überzeugen.

In der Sammlung: „Wissenschaft und Bildung“ (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis geb. 1,25 M.) lieh der junge Münchener Musikchriftsteller Dr. Eugen Schmitz ein Bändchen: „Richard Wagner“ erscheinen. Eine neue zu den zahlreichen Wagnerbiographien, aber in knappster Form und populärer Darstellung, gut orientierend über die Lebens- und Schaffensvorgänge und besonders zu begrüßen durch die Betonung der entwicklungs-geschichtlichen Momente. Es gelingt Schmitz, die Fäden, die Wagners Kunst mit der Vergangenheit verbinden, klarzulegen, und darin liegt der entscheidende Wert des Büchleins.

Eine weit bessere Charakteristik von Mozart wie Mörikes viel-bewunderte Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag“ geben uns „Mozarts Briefe“, die Albert Leitmann ausgewählt und im Inselverlag herausgegeben hat. Das sind ganz prächtige und wesensbestimmende Dokumente, diese ebenso ungekünstelten wie

Lebensprubelnden Briefe, die der Genius vor über 120 Jahren an seine Lieblingschwester Nanette, an seinen Vater Leopold Mozart, an seine Konstanze und an andere ungenannt geliebene Adressaten geschrieben hat. Die sonnige Heiterkeit seines Wesens, die unbefangene Sicherheit seiner glücklichen Natur, der große künstlerische Ernst in allen Fragen der musikalischen Produktion und Erziehung, aber auch ganz neue Kennzeichen, wie eine gewisse Neigung zur Satire und ironischen Betrachtung seiner lieben Mitmenschen oder seine gründlichen theoretischen Betrachtungen über das Verhältnis von Text und Musik in der Oper: das wird alles aus diesen Briefen klar. Daß Schalkheit und Diplomatie ihm, der ja viel in Hofdiensten stand, oft die Feder geführt haben, möge folgende Stelle aus einem Briefe an seinen Vater zeigen, in dem er seinem Erzeuger mitteilen will, daß eine Gräfin So und So die Maitresse des bayerischen Kurfürsten war. Er tut das so: „Sie ist die, welche einen Fuchschwanz im Arsch und eine spitze Ohrkette am Ohr hängen hat und einen schönen Ring, ich habe ihn selbst gesehen, und soll der Tod über mich kommen, ich unglücklicher Mann ohne Nase“. Die Zusammenstellung der unterstrichenen Anfangsbuchstaben ergibt das Wort: Favoritin. In solchen und noch weit alberneren Scherzen war Mozart Meister. Seine glückliche Natur gab ihm hiermit eine Art unbewußte Selbsthilfe gegen den Druck aufreibender künstlerischer Tätigkeit.

Hugo Wolf, der Bahnbrecher und zugleich Gipfel der modernen deutschen Lieder, wird international. Wie populär er schon bei den Engländern ist, beweist seine erste englische Biographie. (Hugo Wolf. Von Ernst Newman. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. v. Hase. Verlag Breitkopf u. Härtel.) Es ist Newman an der Hand der deutschen Wolf-Literatur gelungen, ein Lebensbild des Komponisten zu entwerfen, das historische Treue beanspruchen darf, dabei persönliche Züge in Menge enthält und von tiefgehendem Verständnis des Wolf'schen Schaffens erfüllt ist. An Größe der Konzeption steht diese englische Biographie wohl hinter der klassischen Wolf-Biographie Decsey's zurück, aber als wertvolle Ergänzung wird sie doch Verechtigung auch bei deutschen Wolf-Freunden haben. Einzelne Ueberschwänglichkeiten muß man freilich in Abzug bringen. Ebenso die Ansicht Newmans, weder Schubert noch Beethoven hätten die Tiefe Goethescher Gedichte erfasst und musikalisch nicht zum Ausdruck bringen können. Liebe zum Stoff soll gewiß den Künstlerlebens-Schilderern die Feder führen, aber sie darf nicht zur Blindheit und Ungerechtigkeit gegen andere Große führen.

Fritz Volbach, der bekannte Tübinger Kapellmeister und Musikschriftsteller, macht sich mit einem in Teubners Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienenen Büchlein: „Das moderne Orchester verdient, in dem die Entwicklungslinie der Orchestrierung Brahms, Liszt's und Brückners und der von beiden Sinfonikern abhängigen fortschrittlichen Richtung mit besonderem Nachdruck gezeichnet ist. Wie die Farbe von jeder ein untrennbarer Teil des Wesens großer musikalischer Kunstwerke war, so gelangt die Orchesterfarbe in der neuen Kunst der von Liszt geführten Programmusik als selbständiger künstlerischer Ausdruck zur höchsten Bedeutung. Die Instrumente des groß besetzten modernen Sinfonieorchesters waren durch Berlioz und noch mehr durch Richard Strauß als Individualitäten bekannt und verwertet worden. Ihre Klangfarben, so verschieden und persönlich als tönende Einzelklingebungen, wurden durch die modernen Meister der „Sinfonischen Dichtung“ bald identifiziert mit den durch sie erregten musikalischen Vorstellungen. Diese Auflösung der gewohnten Klanggruppen in Einzelfarben konnte eine Konzentration der Phantasietätigkeit des Hörers bedeuten, aber zugleich lag auch die Gefahr der Ablenkung von der Architektur und Zeichnung des musikalischen Kunstwerks auf die Farbengebung vor. Die Technik wurde Selbstzweck. Und viele moderne Ideen- und Stimmungsmeister sind ja tatsächlich dieser Gefahr nicht entronnen. Der Wert ihrer Kompositionen stand mit den aufgewandten Mitteln in Widerspruch. Sie glichen jenen verschwommenen Pleinairisten und sensationellen Farbenschaukellern in der Malerei, die das Zeichnen nicht gelernt hatten. Jedenfalls hat der Verfasser recht, wenn er sagt, daß unsere Zeit einen Höhepunkt in der Kunst der Farbengebung, der Sprache durch die Farbe bezeichnet, aber er hätte ruhig das in unseren Tagen bei der jüngst-deutschen Richtung, insbesondere bei der katoponischen „Münchener Schule“ eingetretene Mißverhältnis zwischen Farbe und innerem Gehalt und melodischem Wert des Werkes stärker betonen können. Diese kleine Ausstellung kann aber den Wert des vortrefflich informierenden, mit größter Sachkenntnis geschriebenen Buches, das der Handbibliothek jedes Musikers einverleibt werden sollte, nicht schmälern. M.

## Wird die Pest ihren Einzug in Rußland und Europa halten?

Aus Moskau wird uns geschrieben:

Dieses Thema behandelte am 24. Februar in seinem Vortrage im Verein Moskauer Aerzte der frühere russische Gesundheitsarzt in Peking Dr. med. Korjakow, der in letzter Zeit durch sein entschiedenes Eintreten für dauernde sanitäre Maßregeln gegenüber der von China drohenden Pestgefahr in Rußland allgemein be-

kannt geworden ist. Dr. Korjakow hat seinen Standpunkt auch in einem in russischer Sprache erschienenen Buche Ausdruck verliehen.

In seinem Vortrage ging Dr. Korjakow von der Frage aus, ob wir den Einzug der Pest in Rußland und in Europa zu befürchten haben. Die Beantwortung der Frage ist nur möglich auf Grund einer Kritik der sanitären und sozialen Verhältnisse in China und der von den russischen Behörden ergriffenen Maßregeln gegen die Pest.

Die sanitären Verhältnisse in China sind so schlimm, als man sich nur denken kann. Eine wissenschaftliche Medizin hat es in China bis in die letzten Jahre hinein nicht gegeben. Nach der Auffassung der chinesischen „Aerzte“ besteht der menschliche Körper aus mehreren „Elementen“: dem mineralischen, dem pflanzlichen, Wasser und Luft. Die Krankheit ist eine Störung in der Harmonie der Elemente; gegen diese Störung in der Harmonie anzukämpfen, ist die Aufgabe des Arztes. Manche Krankheiten sind aber bedingt durch den Dämon, den bösen Geist, der in den Leib des Patienten seinen Einzug gehalten hat. Hier ist die Kunst des Arztes natürlich machtlos; und es gilt in solchen Fällen, den bösen Geist zum Abzug zu veranlassen, zu welchem Zwecke Gottes Mitleid durch Prozessionen und Gottesdienst zu ersuchen ist und Umzüge mit dem Drachen, der alles Böse verschlingen kann, zu veranstalten sind. Zu den Krankheiten dieser Art gehört auch die Pest. Die Aerzte unterscheiden mehrere Arten, wobei die Einteilung zum Teil sich mit der unsrigen deckt.

Bevor der Arzt in der Behandlung der Krankheit dem Drachen das Feld räumt, hat er zu versuchen, ob es vielleicht gelingt, den Sitz der Krankheit oder des Bösen im Leibe des Patienten zu erklären und den Dämon in direkter Weise auszutreiben. Es sind 84 Stellen im Körper des Menschen, wo die Krankheit ihren Sitz haben kann. In verschiedenen Körpergegenden hat nun der Arzt durch Einstechen einer spitzen Nadel nach dem Sitz der Krankheit zu forschen. Natürlich hat der Arzt auch seine Kräuter, um den Kranken zu heilen. In den letzten Jahren sieht man in den Straßen von Peking auch „Aerzte“, die öffentlich ihr Gewerbe ausüben. Es sind häufig Leute, die mit Europäern längere Zeit in Berührung gewesen sind und nun Kurpfuscherei betreiben. Mit einer gewaltigen, imponierenden Brille auf der Nase hocht der Doktor auf einem ausgebreiteten Tuche, worauf auch die Arzneien in Flaschen aufgestellt sind.

Die sozialen Verhältnisse, unter denen der Durchschnitts-Chinese lebt, sind schreckliche. Namentlich im Innern des Landes, das Dr. Korjakow in Gemeinschaft mit einem französischen Kollegen in amtlicher Eigenschaft bereist hat, spotten die Zustände jeder Beschreibung. Zusammengepöckelt in ihren engen Behausungen, leben die Leute im Schmutz, Elend und Hunger. Man sieht die Chinesen häufig aus Müllhaufen sich ihre Nahrung in Form von benagten Knochen heransholen.

So kommt es, daß vier Epidemien in China dauernd heimisch sind: Cholera, Pocken, Typhus und Pest. Und bei dem oben besprochenen Zustande der chinesischen Medizin ist es leicht verständlich, daß es in China gegen all diese Geiseln einen Kampf nicht gibt, daß sanitäre Maßregeln gegen die epidemischen Krankheiten nicht ergriffen werden. Die Peststricken werden nicht isoliert, da es ja keine Krankenhäuser gibt, die Leichen liegen in den Straßen, von Hunden und Schweinen unumwinkelt, weil es den armen Leuten an Geld für Särge mangelt. Dr. Korjakow hat während einer Pestepidemie in den neunziger Jahren im Innern der Mongolei gesehen, wie ein Vater seinem lungenpestkranken Kinde, das nicht anschlucken konnte, den blutigen Speichel (in dem es von Pestbazillen wimmelt!) mit dem Finger aus dem Munde wickte, dann die Finger an seinen Kleidern trocknete und, natürlich ohne sich zu waschen, zum Essen ging. So nimmt jede Epidemie einen gewaltigen Umfang an, wie z. B. 1897 in Kanton, wo 95 000 Särge hinausgetragen wurden (übrigens die einzige Statistik, die in China über die Sterblichkeit an der Pest vorhanden ist). . . Häufen sich die Todesfälle in der Stadt, türmen sich die unbeerdigten Leichen in der Straßen, so greift der Chinese zum letzten Mittel — zur Flucht aus der Stadt, die zur Stätte des Todes geworden ist. Ein Bild, wie die russischen Zeitungen es uns jetzt alltäglich aus der Mandschurie bringen.

Die Pest ist in China seit 1337 heimisch und hat sich namentlich in einigen Orten eingemischt, wo sie alljährlich in größerem oder geringerem Umfange im Frühling ihren Anfang nimmt, im Juni und Juli ihren Höhepunkt erreicht und zum Winter allmählich erlischt, um im kommenden Frühling aufs neue da zu sein.

Einer dieser dauernden Pestherde, der von den Russen auch wissenschaftlich erforscht worden ist, ist im Innern der Mongolei gelegen. Dieser Herd ist von besonderer Bedeutung, weil von ihm der Karawanenzug nach Aschata und ein Weg nach Charbin führt, die beide in heiligen Handelsbeziehungen mit Rußland stehen. Namentlich droht Gefahr von den mongolischen Jägern, die mit den

\*) Nicht nur die Chinesen haben zu diesen „Doktoren“ großes Zutrauen, sondern augenscheinlich auch die Russen. In diesen Tagen wurde im Zentrum von Moskau ein chinesischer Kurpfuscher verhaftet, den ein reicher russischer Kaufmann sich eigens aus Irkutsk ausgeschieden hatte, um sich von einem schweren Nierenmarktsleiden kurieren zu lassen. Im Hause des Kaufmanns empfing der chinesische Doktor täglich bis 70 Patienten, die ihm ein Honorar von 20 Kopelen bis 1 Rubel zahlten.

Fellen der erlegten kleinen Mager (Marmota sibirica),\*) die in der ganzen Mongolei heimisch sind, an die Grenze von Rußland wandern. Diese kleinen Mager sind die Träger der Pest in der Mongolei, und von ihnen infizieren sich die Jäger. Der Weg der mongolischen Jäger an die Grenze ist dann ein steter Weg der Pest.

Man könnte nun behaupten — und damit kämen wir zur Frage, ob und wie Rußland sich vor der Pest schützen kann —, daß allein schon die weite Entfernung von China das europäische Rußland vor der Pest bewahren werde. Aber man bedenke, daß im Jahre 1603 die Pest in Moskau gehaust und 120 000 Menschen hinweggerafft hat und abermals im Jahre 1771. Und heutzutage ist die Reise von Peking bis Moskau schon auf 11 Tage abgefürzt. Oder man könnte behaupten, daß man bloß die Grenze für die Chinesen zu schließen brauchte. Man vergißt aber dabei, daß die Grenzlinie zwischen China und Rußland 8000 Werst (ca. 6000 Kilometer) beträgt! Ein derartiges Unternehmen würde an seiner gänzlichen Unausführbarkeit scheitern. Ebenso würde es nur zu mannigfachen Anzuträglichkeiten führen, wenn man die an der chinesischen Grenze gelegenen russisch-sibirischen Städte für chinesische Arbeiter sperren wollte. Die Pest würde trotzdem, da die Beziehungen zwischen dem Osten Sibiriens und China viel zu enge sind, die künstlich aufgeführten Schranken durchbrechen. Das einzig rationelle, was getan werden kann und muß, ist die medizinische Beobachtung und Kontrolle sämtlicher Beziehungen zwischen Russen und Chinesen, sei es im Handel, auf den Arbeitsstätten, in der Eisenbahn, die zwischen den Pestgegenden und Sibirien verkehrt. Das rechtzeitige Erkennen eines jeden einzelnen Pestfalles, die sofortige Isolierung der Kranken, die Desinfektion der Umgebung und der Gegenstände, mit denen der Kranke vor und während der Krankheit in Berührung gewesen ist — das sind die Maßregeln, die uns vor der Ausbreitung der Pest wirklich schützen können. Der ganze Kampf gegen die Pest muß im übrigen auf den Grundlagen aufgebaut sein, die uns die wissenschaftliche Erkenntnis der Pest, ihrer Erreger und der Art ihrer Ausbreitung in die Hand gegeben hat.

Wenn die Sanitätsbehörden auf der Höhe der Anforderungen sein werden, so brauchen wir einen Einzug der Pest in Rußland und in Europa nicht zu befürchten. Wie schlimm es aber in Rußland um die sanitären Maßregeln bestellt ist, weiß jedermann.\*\*)

Sehr erfreulich ist es, daß eine Reihe jüngerer chinesischer Ärzte, die zum Teil auf der neuen Peking-Universität, namentlich aber in Japan studiert haben, voller Begeisterung alle sanitären Maßregeln zur Bekämpfung der Pest durch hingebende Mitarbeit zu unterstützen gewillt sind.

## Kleines feuilleton.

### Aus dem Tierreiche.

Das größte Tier der Erde. Ueber die Größe der Landtiere ist man sehr genau unterrichtet, denn der Mensch hat sie überall derart verfolgt, daß es von den großen ausgewachsenen Säugtieren vielleicht kaum noch eines gibt, das nicht schon einmal vom Menschen um sein Leben bedroht gewesen ist. Die Seetiere haben es darin besser, und deshalb kann man auch nicht genau wissen, was für Riesen sich unter ihnen den Augen und den Geschossen des Menschen vielleicht noch verborgen haben. Ein solches Fragezeichen muß beispielsweise immer noch bei den Tintenfischen oder richtiger Tintenschnecken gemacht werden, über deren Größe gelegentlich ganz abenteuerlich erscheinende Angaben gemacht worden sind.

\*) Der Moskauer Zoologe Prof. Koschewnikow hat darauf hingewiesen, daß es neben dem einen in Betracht kommenden Mager eine Reihe von verwandten Arten gibt, deren Felle in einer Anzahl von einer Million jährlich auf die russischen Märkte kommen und von denen wir einstweilen nicht wissen, ob sie nicht auch für die Pest empfänglich sind.

\*\*) Im Sinne der Ausführungen von Kosalow hat auch der eben in Jekurisk (Sibirien) tagende Kongreß zur Bekämpfung der Pest beschlossen. Auch der Chef der russischen Zentralverwaltung, der zurzeit in Wladiwostok weilt, wo alles wegen der drohenden Pest in großer Erregung ist, hat in diesem Sinne seine Verfügungen getroffen. Die öffentliche Meinung in den Städten Ostsibiriens war für den Ausschlag der chinesischen Arbeiter aus Ostsibirien. Interessant sind die Ereignisse, die sich auf der mandchurischen Eisenbahn abgespielt haben. Die russischen Arbeiter (zirka 800) traten in den Streik, weil die Eisenbahnbehörde ihre Bitte abgelehnt hatte, die chinesischen Arbeiter in den Eisenbahnwerkstätten wegen der Pestgefahr zu entlassen. Wegen der jeder Menschlichkeit Hohn sprechenden Gewaltmaßregeln, die die Eisenbahnbehörde gegen die streikenden Arbeiter ergreifen hatte (Entlassung, Ausweisung aus den Dienstwohnungen und zum Teil Verhaftungen — das alles während der Pest gegenüber Arbeitern, die bis 10 000 Kilometer von ihrer Heimat entfernt sind!) hatten sich die Arbeiter in der ganzen Angelegenheit an unsere Genossen in der Duma gewandt. Es blieb den Genossen in Petersburg natürlich nur übrig, vom Eisenbahnministerium zu erwirken, daß die Gewaltmaßregeln der Lokalbehörden eingestellt wurden. Nach den Erklärungen des Ministeriums drachtete die sozialdemokratische Fraktion an die streikenden Arbeiter, daß eine Entlassung der chinesischen Arbeiter ausgeschlossen ist.

Nach beglaubigten Erfahrungen kommen diese Tiere in jeder Größe zwischen wenigen Zentimetern und mehr als 20 Metern vor. In verschiedenen Meeresküsten, beispielsweise in Kalifornien sollen aber Tintenfische angepaßt worden sein, deren Arme allein gegen 30 Meter lang gewesen sind. Darauf ist denn auch die Vermutung begründet worden, daß das Auftauchen solcher ungeheuren Bestien zu den Nachrichten von riesigen Seechlangenanlaß gegeben haben. Derartige Berichte sind wahrscheinlich in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Uebrigens ist der Tintenfisch ein sehr wichtiges Meeresstier, da er vielen großen Seetieren, die ihn zum Fressen gern haben, zur Nahrung dient. In manchen Gegenden, und zwar ebenso in dem nahen Italien wie im fernen China, wird er auch von den Menschen gegessen. Es gibt, wie der Zoologe Bullen vor der Londoner Geographischen Gesellschaft ausführte, überhaupt keine reinen Vegetarianer im Meer, sondern all seine Bewohner leben dazu, um zu fressen und gefressen zu werden.

Wenn man sich auf zuverlässige Grundlagen beschränkt, so muß der Pottwal als das größte Geschöpf des Meeres und der Erde überhaupt bezeichnet werden. Er ist auch sonst ein vornehmes Tier, gewandt, energisch und von ebenso viel Kraft als Mut. Während andere Wale einen Angriff entweder gleichgültig über sich ergehen lassen oder sich durch die Flucht zu retten suchen, nimmt der Pottwal stets den Kampf auf. Er gehört auch nicht zu den Walen, die nicht einmal einen Hering verschlucken können, sondern nur von den kleinsten Lebewesen des Wassers ernährt. Vielmehr war es wahrscheinlich, wie Bullen meint, ein Pottwal, der den Propheten Jonas verschluckte, wenigstens wäre ein ausgewachsenes Tier dieser Art nach Belieben imstande, ein halbes Dutzend Propheten auf einmal zu verschlucken, ohne die geringste Beschwerde darunter zu leiden. Es läßt sich auch durchaus annehmen, daß ein solcher Walfisch unversehrt in den Magen gelangt, denn Bullen hat einmal im Magen eines Pottwals einen fast fünf Meter langen Haiisich gefunden. Es ist auch unwahrscheinlich, daß es jemals Tiere auf der Erde gegeben hat, die die größten der heute noch vorkommenden Wale übertroffen hätten. Bullen war dabei, als ein solches Ungeheuer von 5000 Zentnern Gewicht im Beringsmeer gefangen und zerlegt wurde. Aus seinem Kopf wurden fast zwei Tonnen Fischbein herausgeholt, im Werte von mehr als 100 000 R. Dieser Riese war übrigens hilflos wie ein Kind, und es bedurfte nicht einmal eines Langensichs, um ihn zu töten. Als er längere Zeit von dem Schiff geholt worden war, starb er, wahrscheinlich infolge einer Herzverfettung, die ihm das Alter eingetragen hatte.

### Verkehrswesen.

Eine elektrische Vollbahn. Der 19. Januar 1911 wird in der Geschichte der elektrischen Vollbahnen ein Merktag sein. An diesem Tage sind die beiden ersten elektrischen Wechselstromlokomotiven auf der Vollbahnstrecke Dessau—Witterfeld zu Probefahrten in Dienst gestellt worden. Die ersten Fahrten, bei denen Schnellzüge bis 350 Tonnen Gewicht gezogen und Geschwindigkeiten von 100 Kilometer in der Stunde erreicht wurden, sind sehr gut verlaufen. Nach den Berichten der Fachblätter lassen die dabei gewonnenen Erfahrungen erkennen, daß der elektrische Vollbahnbetrieb in technischer Hinsicht den an ihn gestellten Forderungen entsprechen wird.

Die Strecke Dessau—Witterfeld ist eine Teilstrecke der für die elektrische Zugförderung in Aussicht genommenen Strecke Magdeburg—Galle—Leipzig und hat eine Länge von 26 Kilometern. Sämtliche Züge, also nicht nur Personen- und Schnellzüge, sondern auch Güterzüge, sollen elektrisch befördert werden. Die Mittel für den Versuchsbetrieb sind erst durch Gesetz vom 29. Juli 1909 bewilligt worden, sodas die umfangreichen Arbeiten verhältnismäßig rasch durchgeführt wurden. Als Energiequellen für die Erzeugung des elektrischen Stromes in dem bei Muldenstein (zirka fünf Kilometer von Witterfeld entfernt) gelegenen Kraftwerk kommen die Braunkohlen des Witterfelder Reviers, das von der elektrisch zu betreibenden Strecke durchschnitten wird, zur Verwendung. Die Lokomotiven werden mit Wechselstrom von 10 000 Volt Spannung direkt gespeist.

Die Versuchsfahrten werden mit einer Schnellzuglokomotive von zirka 900—1100 Pferdestärkeleistung und einer Personenzuglokomotive von 780—950 Pferdestärkeleistung durchgeführt. Die Güterzuglokomotiven werden Motoren von mit 600 Pferdestärkeleistung erhalten.

Die Lokomotiven werden durch Glühlampen mit besonders biden Kohlenfäden beleuchtet, um bei der niedrigen Stromwechselzahl von 15 Perioden in der Sekunde, die mit Rücksicht auf die Motoren gewählt ist, Lichtschwankungen zu vermeiden. Der Ausfall des Probetriebes auf dieser Strecke wird jedenfalls von großer Bedeutung für das Tempo der Einführung des schlesischen Vollbahnbetriebes im preussisch-bessischen Eisenbahnnetz sein, so daß diese Versuche auch weiterhin allgemeines Interesse beanspruchen.

Eine wichtige Ergänzung zu diesem Betriebe bildet die jetzt von der Regierung beschlossene Einführung des elektrischen Betriebes auf der schlesischen Gebirgsbahn Lauban—Königszell und mehreren Zweigstrecken, einem Netz von über 267 Kilometer Länge. Während die Strecke Dessau—Witterfeld ziemlich eben und gerade verläuft, stellen die starken Steigungen und scharfen Krümmungen der schlesischen Strecken viel schwerere Bedingungen an die Betriebsmittel und den Betrieb.

A.